

Eckhard Nordhofen

Corpora

Die anarchische Kraft des
Monotheismus

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

2., durchgesehene und ergänzte Auflage 2019

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Cornelia Steinfeld, Mülheim / Ruhr

Umschlagmotiv: Dosso Dossi (Giovanni Di Niccolò De Luteri): Die Heilige Familie, Musei capitolini, Rom

Satz: dtp studio frankfurt | Jörg Eckart, Frankfurt am Main

Herstellung: Těšinská Tiskárna a.s., Český Těšín

Printed in the Czech Republic

ISBN 978-3-451-38146-1

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	15
Erste Abteilung:	
Die großen Medien – Kult und Differenz	25
Kapitel I: Die Schrift – der Körper der Offenbarung	27
Israel oder Griechenland?	27
Das Homerische Paradox	28
Die Rolle des Kults	30
Die Gründe	31
Schrift – woher kommt sie? Seit wann gibt es sie?	33
Erstmals Vokale: Kleine Ursachen, große Folgen	35
Die zwei Körper der Literatur	35
Sappho: Prima le parole – poi la scrittura	37
Der Zauber: hieratische Schrift	38
Der Grat wird überschritten	40
Wer spricht?	41
Schriftskepsis: Sokrates, Platon	42
Doch Platon ist kein nihilistischer Skeptiker	43
Schrift und Zeit	45
Kapitel II: Sprache	49
Das Urmedium	49
Der Mensch und die Tiere	49
Was heißt hier „objektiv“?	51
Ein Mittleres und ein Mittel	53
Sprache und Religion	54
Weltzeit und Lebenszeit. Das Blumenberg-Dilemma	55

Endlichkeit	58
Was ist Religion? Ein Definitionsversuch	58
Kapitel III: Was kann ein Bild?	63
Bilder reflektieren	63
Was ist ein Bild?	64
Die ältesten Bilder	65
Und die Künstler?	66
Bilder und Menschen	67
Das Gesicht	68
Was ist ein Blick?	70
Beseelte Materie: Der Pygmalion-Effekt	74
Alterität und Mimesis: Göbekli Tepe	75
Mesopotamien: Nicht von Menschenhand	77
Polemisch: Die biblische Aufklärung	78
Das Bilderverbot	80
Bild oder Schrift – der Medienwechsel als Drama	81
Die Abschreckung	87
Kapitel IV: Konjunkturen der Aufklärung	91
Aufklärung – mehr als eine Epoche	91
Aufklärung funktionalistisch oder mehr?	91
Transfunktionale Religion	93
Die eschatologische Gewaltenteilung	94
Erzählte Aufklärung	96
Alterität markieren	98
Der Schöpfer – Prinzip oder Person?	101
Erzählte Lehr-Performances	102
Projektionen	105
Tauschgeschäfte	107
Das antiphonische Bewusstsein	108
Öffentliche Religion	108
Die Persistenz der Kulte	110
Priesterbetrug	115

Kapitel V: Der „Name“ - Er ist, was er bedeutet: singular.	117
Unausgesprochen präsent	117
Von der Begriffslogik zur Ontologie: Die Steigerung des Singulars	118
Die Definition folgt aus der Erzählung	120
 Zweite Abteilung:	
Geschichte und Motive	127
 Kapitel VI: Die Geschichte der Erzählung	129
JHWH oder Jahwe?	129
Die Welt als Buch – Heilsgeschichte und Historie	130
An den Flüssen von Babylon	132
Noch einmal Staal	134
Ein langer Kampf	136
Goldene Kälber im Exodus	138
Unbelehrbar?	140
Joschija	143
Eine (Wieder-)Entdeckung der Schrift	145
Engel und Propheten – lebendige Gottesmedien	148
Eine Inkarnation der Vorenthaltung	150
Der Tun-Ergehen-Zusammenhang: Gott als Notar	152
Und die Folgen	154
Jahwe, seine Aschera und alle anderen	156
Monotheismus radikal neu	158
 Kapitel VII: Der Bund	163
Das Tauschprinzip	163
Vom Tausch zum Bundschluss: eine feste Geschäftsbeziehung	165
Der ausgeschlossene Dritte	166
Sanheribs Argument	170
Ein polytheistischer Rest	172
Erwählung und Erwählungsneid	174
Wer kennt den Willen Gottes?	178

Kapitel VIII: Grapholatrie	179
Grapholatrie versus Idolatrie	179
Nach dem Ende der Schlachtopfer	183
Das portative Vaterland, die rabbinische Perspektive	184
Heilige Schrift – heiliges Land	186
Orthopraxie als primäre Grapholatrie: „... tun, was dem Herrn gefällt“	188
Die grapholatrische Versuchung	189
Schriftkult durch Rezitation	191
Das heilige Buch als Kultobjekt	192
„Inkarnation – Inlibration“	193
Sakralsprache	198
Ungereimt: Gott selbst oder Mose?	200
Grapholatrie oder Exegese?	201
Kapitel IX: Die Schriftkritik im Neuen Testament	205
Pharisäer und „Schriftler“	205
Innen und außen: Das Herz als Muskel der Inkarnation	207
Die guten Pharisäer	210
Die Waage im Kopf	214
Metastruktur und Reflexion	217
Welcher Finger schreibt hier?	218
Der nicht schreibende Prophet	223
Pfingsten oder die Schrift – eine Botschaft des Kalenders	224
Dritte Abteilung:	
Das Medium der Vorenthaltung	227
Kapitel X: Die vierte Bitte: Das neue Gottesmedium	229
Die Kultschrift wird überboten	229
Die Architektur der Gedanken	232
Ein Bruch	234
Epiouision	235
Ungesäuertes Brot	237
Das ungesäuerte Brot wird Sinnträger	239

Brot vom Himmel	240
Das singuläre Brot	240
Die große Brotrede	242
Hieronymus – die Übersetzung	243
Hieronymus – der Kommentar	246
Manna eschatologisch	248
Probe bestanden: Jede Bitte ergibt sich aus der vorigen	252
Die Lebensmittel Brot und Wasser	253
Ungesäuertes Manna: Ein Brot aus zwei Exodus-Traditionen ..	254
Brot und Zeit	256
Schuld und Sünde – die Differenzmarker	257
Kapitel XI: Grapholatrie im Christentum	264
Sein und Haben	264
Der neue Status der Schrift	265
Inkarnation oder Messianität	269
Die Persistenz des Schriftkults	273
Monotheismus für alle – was ändert sich?	274
Die nicht mehr ganz so heilige Schrift	276
Von der Verbalinspiration zur historisierenden Kritik	280
Und im Islam?	284
Kapitel XII: Die Einverleibung des Singulars	287
Das Emmaus-Intermezzo	287
Arbeit an der Zeit	291
Ein Klassenunterschied	293
Inkarnation für alle?	294
Chancen und Risiken	298
Ewigkeit – die große Vorenthaltung	300
Drama in fünf Akten	302
Kapitel XIII: Die anarchische Kraft des Monotheismus	305
Ein Totalitarismus neuen Typs	306
Der archimedische Punkt	307
Der Sabbat	308
Ein Einwand	309

Inhalt

Sakralität und Moderne	310
Figuren der Inkarnation	311
Fazit	314
Bibliographie	317
Personenregister	324
Nachwort zur 2. Auflage	328
Abbildungsverzeichnis und Rechte	336

Vorwort

Das Publikum ist pluralistisch gestimmt. Im Jerusalem Nathans des Weisen konnte Lessing noch drei Religionen – Judentum, Christentum und Islam – um eine einzige Wahrheit streiten lassen. Es waren immerhin die drei monotheistischen. In der globalen Gesamtsicht sind inzwischen noch einige andere – auch polytheistische und gottlose – hinzugekommen. Ein reiselustiges Zeitalter hat den ganzen Globus im Blick und errichtet Museen für die Kulturen der Welt. Um sich für keine entscheiden zu müssen, kann man die Religionen auch besichtigen. Der Flaneur wandelt im Sternzeichen des Plurals. Weil er nie wieder unter die Fuchtel eines „Monomythos“ geraten wollte, hatte Odo Marquard, der zum Skeptizismus bekehrte Zögling einer „Adolf-Hitler-Schule“, schon 1981 sein halb ironisch gemeintes „Lob des Polytheismus“ angestimmt.

Für einen bestimmten westlichen Mentalitätstyp stehen alle Religionen unter dem Vorzeichen relativierender Toleranz. Keine besitzt die Wahrheit, aber alle vielleicht ein bisschen. Ansonsten gilt: „Das muss jeder für sich selbst entscheiden“. Pluralismus und Individualismus sind komplementär. Der Monotheismus dagegen ragt aus dieser Sicht wie die atavistische Ruine einer bösen Vergangenheit, die von vermeintlichem Wahrheitsbesitz, Konfessionskriegen, Gewalt und Unterdrückung gekennzeichnet war, in eine Gegenwart im Beschleunigungsstress, deren ganze Aufmerksamkeit der Zukunft gehört. Postreligiösen Agnostikern gilt der Monotheismus als besonders verdächtig.

Somit kann dieses Buch auf keinen spontanen Beifall rechnen, zumal es darüber hinaus in die steile Einsicht mündet, dass der Monotheismus so aktuell ist wie noch zu keiner anderen Zeit. Nicht irgendeiner allerdings, sondern ein ganz bestimmter, das Original. Die Wahrheit zu besitzen, beansprucht er gerade nicht. Für ihn ist die Wahrheit ein Stern, den man nicht betreten kann, der aber den Weg weist. Das Buch will vor allem zeigen, welche Bedeutung seine Medien hatten, und dies vom ersten Moment seiner Entstehung an. Die Medien sind die Körper eines

körperlosen Gottes: „Corpora“, Ersatzkörper also. Sie wechseln. Und diese Medienwechsel treiben seine Geschichte an. Homo sapiens sapiens, das „Lebewesen, das Sprache hat“ (Aristoteles), erzeugt sie mit seinem eigenen Körper und setzt sie in die Welt. Ein Subjekt macht Objekte. Zuerst die Sprache, dann Bilder und dann, spät und folgenreich, geronnene Sprache: Schrift. Die Schrift ist das Schicksal des Monotheismus, im Guten wie im Schlimmen. Man versteht den Monotheismus besser, wenn man seine Geschichte als Mediengeschichte erzählt.

Und warum soll der Monotheismus so aktuell sein wie noch zu keiner andern Zeit? Antwort: Weil er der Stern des Transfunktionalismus ist. Was ist Funktionalismus? Für den Funktionalisten ist die Wirklichkeit wie ein Apparat, dessen Mechanismen erkannt und benutzt werden müssen. Und warum „Transfunktionalismus?“ Weil es einen Antifunktionalismus nicht geben kann. Der Gravitation könnte man durch eine Rakete ins All entkommen, dem Funktionalismus nicht. Funktionalismus ist nicht trivial. Es geht nicht nur um die Mechanismen unserer Realität, sondern auch und vor allem um ihre fortschreitende Eroberung durch unsere Erkenntnis. Unsere Wirklichkeit ändert sich, je mehr wir sie begreifen. Ihre Mechanismen können wir studieren, manche können wir beherrschen, und wir können neue erfinden. Funktionen sind nicht böse. Sie sind nützlich. Wir könnten nicht leben, ohne uns einige von ihnen dienstbar zu machen. Der Fortschritt der Technik, die Fortschritte der Erkenntnis, können als der Verstehensprozess beschrieben werden, mit dem wir mehr und mehr dahinterzukommen scheinen, wie „alles mit allem zusammenhängt“, so der Ironiker Hans Albert. Auch wenn wir davon weit entfernt sind, befördert er den Wahn, alles sei auch machbar.

Nun aber ist in der Welt der Medien etwas neu hinzugekommen, großartig und monströs zugleich, eine neue Welt von Welten, die exponentiell expandierende IT-Welt, bestehend aus immer leistungsfähigerer Hardware und www, dem Netz ohne Grenzen. Verstanden haben wir sie längst noch nicht. Selbst wenn das Unwahrscheinliche gelänge und Missbrauch und Kriminalität herausgefiltert werden könnten, scheint ein Effekt unvermeidlich: Die Abkoppelung vom menschlichen Körper. Dass das Netz von keinem lebenden Menschen beherrscht werden kann, so, wie in den bekannten totalitären Diktaturen alles einem

einzelnen Führer zu gehorchen hatte, ist angesichts künstlicher Intelligenz, selbstreferentieller Steuerung und Reproduktion keine unrealistische Befürchtung. Ist das ein Trost? Was wäre, wenn Marc Zuckerberg, der Erfinder von Facebook, nicht der Herr dieses IT-Reichs wäre, sondern nur eine seiner Funktionen?

Wenn also ein Funktionalismus, aus dem niemand aussteigen kann, im Begriff ist, subjektlos und totalitär zu werden, dann erweist sich der Monotheismus als jener sagenhafte archimedische Punkt, das letzte und einzige Außerhalb der Welt, das wegen seiner Simultaneität von Präsenz und Vorenthaltung von nichts und niemand erobert werden kann. ER bleibt das große Gegenüber, der Stern des Intellekts, den wir nicht betreten, dessen Licht wir aber sehen können. Er bleibt transfunktional, eine singuläre Kostbarkeit, die ihresgleichen sucht. Tut sie das? Sucht sie ihresgleichen? Wenn sie das tatsächlich täte und sie fündig werden soll, könnten wir den Finger strecken.

Dieses Buch ist nicht in Einsamkeit erbrütet worden. Ich bin einigen Freunden, mit denen ich meine Überlegungen und Thesen teilen und diskutieren durfte, großen Dank schuldig. Für intensive kritische Begleitung danke ich besonders Hermann Schrödter, einem bewundernswert genauen Leser. Auch Gerd Neuhaus war ein zuverlässiger Begleiter. Ihm verdanke ich manche wichtigen Anregungen und Hinweise. Dasselbe gilt für den Neutestamentler Ansgar Wucherpfennig. Für altphilologische Spezialitäten stand mein alter Freund Hans-Jürgen Müller immer bereitwillig zur Verfügung. Ohne Klaus Reichert wäre das Griechenkapitel deutlich anders ausgefallen und ohne meinen ethnologischen Gewährsmann und alten Freund Karl-Heinz Kohl wären meine Vorstellungen vom Kult und seiner Persistenz nicht zustande gekommen. Jacob Nordhofen half mir, manche Judaica zu klären, und Ulrich Greiner bewahrte mich vor stilistischen Verstiegenheiten. Martin Ramb hat mir nicht nur bei den Bildern geholfen. Allen, die den manchmal obsessiven Kreislauf meiner Gedanken ertragen haben, besonders meiner Frau Susanne, danke ich für ihre Geduld. Keinem aber will ich die Verantwortung für diesen Text aufbürden. Am Ende freute ich mich über die Zusammenarbeit mit Christian Scharnberg, einem Lektor *comme il faut*.

Ich wusste nicht, wie mir geschah, dass ausgerechnet Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., der im binär codierten Lagerkampf zwischen pro-

gressiven und konservativen Kirchenleuten als Erztraditionalist gilt, mir bei meinem Traditionsbruch zustimmte, mit dem ich die nahezu zweitausendjährige Gebetstradition des Vaterunsers infrage stelle. Ob der ehemalige Präfekt der römischen Glaubenskongregation auch anderen Thesen dieses Buches, etwa den Anfragen an das Opfer- und Bundesmotiv, insbesondere der nahezu anarchischen Deutung eines konsequent privativen Monotheismus, zustimmt, dessen bin ich mir nicht sicher. Aber wer weiß?

Einleitung

Der Monotheismus der Wahrheitsbesitzer steht unter Verdacht. Zu Recht! Wer sich im Besitz der Wahrheit, gar der höchsten, der göttlich garantierten Wahrheit wähnt, dem ist jedes Mittel recht, sie auch durchzusetzen. Dieser gewalttätige, hochtoxische Glaube ist bei Licht besehen ein Medienglaube, der Glaube an eine Schrift, die niemand anderen als den einen und einzigen Gott selbst zum Autor hat.

Allein schon deswegen ist es höchste Zeit, die Entstehung und Entwicklung des Glaubens an diesen einen und einzigen Gott als Mediengeschichte zu erzählen. Diese Perspektive schärft den Blick auf sein eigentliches Proprium. Dabei werden sich Kriterien ergeben, die es erlauben, seine toxischen Elemente zu identifizieren und zu isolieren. Faszinosum Schrift! Dasselbe Medium, das, blind verehrt, den Monotheismus so gefährlich macht, ist ein Medium der Vorenthaltung. Niemals behauptet es zu sein, was es bedeutet. Diese Differenz hatte ihr einst den entscheidenden Vorsprung vor den „von Menschenhand gemachten“ Göttern verschafft. Und wenn Aufklärung mehr ist als nur ein Epochenlabel, dann wird sich zeigen, wie eng auch biblische Aufklärung mit der Schrift, dem zentralen Medium des Monotheismus zusammenhängt. Die Schrift ist sein Schicksal, so oder so. An ihr scheiden sich die Geister von Juden, Christen und Muslimen.

Die Wende vom Polytheismus zum Glauben an einen völlig anderen und einzigen Gott stand am Ende der Bronzezeit auf der Tagesordnung. Immer waren es einzelne kritische Köpfe, in denen sich der Verdacht regte, die Götter seien bloß eingebildet, und wenn es einen Gott geben sollte, müsste er ganz anders sein als all die Vielen, nämlich einzig und nicht selbstgemacht. Das früheste Beispiel hatte der Pharao Echnaton (1351–1334 v. Chr.) mit seinem Versuch geliefert, einen monotheistischen Sonnenkult gegen die überkommenen kultischen Traditionen Ägyptens durchzusetzen. Warum er eine Episode bleiben musste, wird in den folgenden Kapiteln deutlich werden.

Der griechische Philosoph Xenophanes lebte von ca. 570–470 v. Chr. Er distanziert sich von den Göttern und redet stattdessen von dem „Einen“. Auffällig ist seine Zeitgleichheit mit dem biblischen Propheten (Deutero)Jesaja (550–539), und beide setzen bei der Herstellung von Götterbildern an! Schon hier könnte gefragt werden: Warum hat die monotheistische Alternative sich nicht in Griechenland, der führenden Leitkultur der hellenistischen Welt, durchgesetzt? Die Klärung dieser Frage wird uns wichtige Gesichtspunkte liefern.

Jan Assmann hat das große Schwellenereignis der Religionsgeschichte als „Mosaische Unterscheidung“ bezeichnet. Erstmals war Gott kein Teil des Kosmos, sondern sein Gegenüber, der Schöpfer. Da in den Exodus-Sagen des Alten Testaments Mose als die große Gründerfigur herausgestellt wird, kann man dieser Etikettierung mit einem gewissen Vorbehalt zustimmen. Der Ägyptologe hat mit Hilfe einer von ihm rekonstruierten Gedächtnisgeschichte eine unterirdische monotheistische Rohrpost vom Ketzerverpharao Echnaton bis zu Mose schicken wollen. Da der entscheidende Durchbruch aber nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung erst im Babylonischen Exil gelang, dürfte ein Mose, als Gründergestalt des Monotheismus, eher das Produkt der späteren biblischen Erzählkünste sein, die mit Rückprojektionen arbeiteten, als ein später Erbe Echnatons.

Diese Datierungsfragen sind gewiss interessant. Viel wichtiger aber ist Assmanns Erkenntnis, dass der Monotheismus etwas wirklich Neues ist, eine Religion, die sich der Religionskritik verdankt. Mit dem Religionswissenschaftler Theo Sundermeier spricht er vom Monotheismus als einer „Sekundärreligion“. Im Unterschied zu den primären „Kultreligionen“ handele es sich bei der biblischen um eine „Buchreligion“. Hier hat Assmann etwas richtig gesehen. Er hat nämlich die entscheidende Schlüsselrolle erkannt, die einem damals vergleichsweise jungen Medium zukam, der alphabetischen Schrift. Das schließt nicht aus, dass die Unterscheidung „Kultreligion“ versus „Buchreligion“ eine vorschnelle Entgegensetzung ist, um es vorsichtig zu sagen. In dieser Untersuchung soll nämlich ausführlich dargelegt werden, dass auch die neue Buchreligion eine Kultreligion war. Die Verabschiedung der polytheistischen Religionswelten, deren Leitmedium das Kultbild war, und der Wechsel zu einer Religion, in deren Zentrum eine Heilige Schrift stand, die der Fin-

ger Gottes auf steinerne Tafeln geschrieben hatte (Ex 31,18), war fraglos der entscheidende Schritt. Während ein Götterbild immer Gefahr läuft, mit dem verwechselt zu werden, was es doch nur darstellen soll, ist die Schrift das Medium der Differenz. Sie kann niemals mit dem verwechselt werden, worauf sie sich bezieht. Gerade von Schriftgläubigen wird aber gerne übersehen, dass auch sie zum Kultobjekt werden kann. So wie man von „Idolatrie“ als der kultischen Verehrung eines Bild-Idols spricht, kann man auch von der kultischen Verehrung einer Heiligen Schrift, also von „Grapholatrie“ sprechen. Wer einen neuen Begriff in die Welt setzt, muss das gut begründen.

Grapholatrie hat zwei Gesichter. Erst einmal leistet sie Geburtshilfe bei der Entstehung des Monotheismus. Wenn man dem Ethnologen Frits Staal zustimmt, dass es in der Religionsgeschichte noch nie vorgekommen ist, dass ein Kult ersatzlos verschwindet, erklärt sich Vieles. Die Kritik einzelner Intellektueller ist oft folgenlos geblieben, sogar dann, wenn sie auf dem Thron eines Pharaos saßen. Nur weil die Schrift in Israel, genauer in und nach dem Babylonischen Exil, zur Heiligen Schrift und damit kultfähig wurde, konnten die verschleppten Judäer die alten Kulte Kanaans verabschieden und durch Grapholatrie ersetzen.

Damit deutet sich auch eine Antwort auf die griechische Frage an. Wenn der Medienwechsel zur Schrift so entscheidend für die Entwicklung des Monotheismus war, warum ist es in Griechenland nicht dazu gekommen? Nirgendwo sonst war die Entwicklung der Schrift weiter gediehen. Nirgendwo wurde intensiver über sie nachgedacht. Die Griechen verfügten über das erste Alphabet, das auch Vokale enthält. Hier war es erstmals möglich, das gesprochene Wort eins zu eins festzuhalten. Die vorsokratischen Philosophen, nicht zuletzt Sokrates / Platon selber, hatten nicht nur Religionskritik geübt und dabei starke monotheistische Tendenzen entwickelt, sie hatten auch das Nachdenken über die Schrift, darüber, was sie ist und was sie kann, auf ein maßstäbliches Niveau gehoben. Dass es aber (Deutero)Jesaja war und nicht Xenophanes, der mit seinen monotheistischen Vorstellungen Erfolg hatte, lag – so meine These – schließlich daran, dass die Schrift in Griechenland einen Profanisierungsprozess durchlaufen hatte, und zwar gerade wegen ihrer besonderen Nähe zur alltäglichen Mündlichkeit. Sie hatte einen faszinierenden Funktionswandel durchgemacht, einen Prozess der Ent-

sakralisierung, den aufmerksam zu betrachten sich lohnt. Am Ende war die Schrift in Hellas zu Vielem tauglich, nicht aber zum Kultobjekt.

Das war in Israel anders. Hier hielt ein rein konsonantisches Alphabet Abstand zur Mündlichkeit. Allein schon dieser Abstand beförderte die Sakralisierung der Schrift und machte sie kulttauglich. Gott selber, der unsichtbare Urgrund der Wirklichkeit, war den Sinnen entzogen. Aber wenn er, wie es in Ex 31,18 heißt, eigenhändig eine Heilige Schrift geschrieben hatte, war damit Ersatz geschaffen, und das mit einem Medium, das Präsenz und Entzug zugleich garantierte. Es fällt auf, dass die Schrift durch diese bemerkenswerte mediale Eigenschaft schon rein formal dem neuen Gottesverständnis entsprach. Ihre Buchstaben waren präsent, das, worauf sie sich bezogen, aber nicht. Diese Simultaneität von Anwesenheit und Vorenthaltung machte sie tauglich, zu einem alternativen Kultobjekt zu werden. Ohne Grapholatrie, ohne die kultische Verehrung der Schrift, wäre der Monotheismus, wie in Griechenland, die Idee einzelner Intellektueller und Propheten geblieben und hätte sich nicht als Religion durchsetzen können.

Monotheismus ist in der Tat eine Sekundärreligion, die sich aus der Kritik am polytheistischen Bilderkult entwickelt hat. Kritik hat mit Vernunft und Reflexion zu tun. Sie entdeckt das *Prinzip Passung*, jene auffällige Korrespondenz von menschlichen Bedürfnissen und den Gottheiten, welche diese bedienen: Kein menschliches Interesse ohne himmlische Adresse – ein Satz zum Merken. Die Götter sind personifizierte Funktionen. Im Grunde gehen sie auf in ihrer Funktionalität. Sie sind daher auch nützlich, so nützlich wie ein Placebo. Sobald ihr Funktionalismus durchschaut ist, funktionieren sie so gut und so schlecht wie das Placebo, von dem man herausgefunden hat, dass es nur Kreide enthält.

Indem sie die Psycho-Mechanismen der Götterproduktion als Betrug und Selbstbetrug entlarvt, unterscheidet die monotheistische Kritik auch zwischen wahr und falsch. Auch wenn es dabei oft genug polemisch zugeht, lohnt es sich, den roten Faden dieser biblischen Aufklärung herauszupräparieren. Dass es an der Zeit ist, tatsächlich von einer solchen biblischen Aufklärung *avant la lettre* zu sprechen, dafür werden noch eine Reihe weiterer Gründe angeführt werden.

Assmanns kontrovers diskutierte Behauptung, diese Unterscheidung von wahr und falsch sei die maligne Quelle religiös motivierter

Gewalt, hat ihre ideenpolitische Brisanz dadurch gewonnen, dass sie, ohne das ausdrücklich zu fordern, wie von selbst dazu einlädt, sie auf unsere gegenwärtigen Verhältnisse zu beziehen. Religiös angetriebene Gewaltausbrüche sind zwar, wie ein Blick nach Indien oder Myanmar lehrt, kein Monopol von Monotheisten, aber ein fundamentalistischer Monotheismus, der sich auf Heilige Schrift beruft, hat auch in unseren Tagen wieder einmal sein Schreckenshaupt erhoben und ist auf beunruhigende Weise virulent. Dass der Dschihadismus, wie man oft hört, nichts mit dem Islam zu tun habe, sehen die Islamisten selbst anders. Das initiale Argument gegen die Polytheisten, dass nämlich die Götterbilder „von Menschenhand gemacht“ seien, gilt am Ende auch für das neue Medium, die Schrift. Auch sie ist von Menschenhand geschrieben. Wer als Muslim an einer göttlichen Autorschaft seiner Heiligen Schrift festhält und ihre historische Kontextualisierung verweigert, steht vor einem garstigen Graben, der ihn von Vernunft und Moderne trennt. Diese Untersuchung erlaubt einen wichtigen Seitenblick auf das muslimische Schriftverständnis, bietet aber keine breite Auseinandersetzung mit dem Islam. Der Streit um den Monotheismus ist also mehr als ein Gelehrtenstreit zwischen Ägyptologen und Alttestamentlern. Er ist alles andere als antiquarisch. Und tatsächlich: bestimmte Ausprägungen des Monotheismus, und nicht nur muslimische, enthalten ohne Zweifel ein hohes toxisches Potential. Dieses Buch will einen Beitrag dazu leisten, es zu identifizieren und zu isolieren. Dabei geht es, um es vorwegzunehmen, nicht um die Unterscheidung von wahr und falsch, sondern um die Unterscheidung zwischen einem degenerierten usurpatorischen und einem privaten Monotheismus. Was ist „usurpatorische Theologie“? Ihr Prototyp ist die Figur des Hofnarren, der sich auf den hohen Thron des Gotteswissens geschlichen hat. Gerade an religiöse und fromme Menschen richtet sich das Versprechen der Schlange im Paradies: „Ihr werdet sein wie Gott und erkennt Gut und Böse“. Weil er vielleicht fromm und gesetzestreu lebt, gibt der Fromme vor, die Gedanken Gottes zu kennen. So wird er zum Usurpator.

Was uns auch generell zögern lässt, der einfachen Assmann-These zuzustimmen, ist die Tatsache, dass wir mit der Unterscheidung wahr-falsch die Kernidee aller Aufklärung fahren lassen müssten. Ohne sie kann unsere Vernunft nicht arbeiten.

„Was ist Wahrheit?“ Die berühmte Frage des Pontius Pilatus hat die Philosophen aller Zeiten gereizt. Sie können Kohärenz- und Korrespondenztheorien der Wahrheit, propositionale von performativen Wahrheitsbegriffen unterscheiden. Das aber klärt noch nicht das Verhältnis des einen und einzigen Gottes zu der Art und Weise, wie von ihm geredet und wie in seinem Sinne gehandelt werden soll. Auch gilt es zu beachten, dass zwischen wahr und falsch keine Symmetrie herrscht. Falsifikation, der Nachweis von Betrug und Irrtum, ist prinzipiell immer möglich, Religionskritik am Polytheismus kommt nicht ohne die Entlarvung jener Psycho-Mechanismen aus, denen er sich verdankt. Und ja, die „Götzen“ sind dann keine Götter mehr. Sie sind falsch. Eine entscheidende Frage ist nun, ob diese Feststellung in die Ausrufung münden muss, im Besitz der Wahrheit zu sein. Sie muss es nicht!

In diesem Buch soll an vielen Beispielen gezeigt werden, dass die Vorstellung von einem einzigen Gott von Anfang an vom Gedanken der Vorenthaltung (Privatio) gekennzeichnet ist. Deshalb ist terminologisch der Ausdruck „privative Theologie“ der traditionellen Rede von „negativer Theologie“ vorzuziehen, denn das Proprium der biblischen Theologie ist ja nicht einfach negativ. Im Gegenteil. Die Singularität des Einigen besteht darin, dass er sich durch das Tetragramm JHWH „Ich bin da“ als ein Sonderfall von Wirklichkeit vorstellt. In einem eigenen Kapitel soll gezeigt werden, dass dieser ontologischen Singularität eine sprachlogische entspricht. Der „Name“ „Ich bin da“ ist einerseits die stärkste denkbare Existenzbehauptung, und sie ist singulär, weil sie andererseits eine komplette Vorenthaltung bedeutet. JHWH ist kein Phänomen in der Welt, von ihm kann es daher auch kein Bild geben, er ist ihr Gegenüber, ihr Schöpfer, die Wirklichkeit der Wirklichkeiten. Der „Name“, dessen Träger sich entzieht, ist das Allerheiligste Israels. Deswegen nimmt es ihn nicht in den Mund.

Privative Theologie ist von der Simultaneität von Präsenz und Vorenthaltung bestimmt. Dieses zugleich bestimmt auch die Art, wie von ihm erzählt werden kann. Ein mystisches Schweigen kann gewiss erhaben sein. Es hätte sich aber auf die Performanz der Vorenthaltung beschränkt. Das Medienpensum des privativen Monotheismus kann so nicht erledigt werden. Es ist vielmehr mit der Frage angegeben: Wie nicht schweigen? Das ruft eine Folge von Bemühungen hervor, welche die An-

dersheit, die „Alterität“ des „Ganz Anderen“ (Rudolf Otto) auf die eine oder andere Art markieren. So wird der Begriff „Alteritätsmarkierung“, bis man einen schöneren findet, zum Schlüsselwort dieser monotheistischen Mediengeschichte. Martin Buber sprach vom „Umfremden“ – auch nicht schlecht. Vielleicht wäre, daran angelehnt, das „Einfremden“ eine Möglichkeit?

Religion ist mehr als ihre Doktrin. Daher weitet sich im Verlauf der Überlegungen der Blick immer wieder einmal auf den größeren Horizont einer umfassenden Theorie des kommunikativen Handelns. Es beginnt mit einem Paradox: Das sprachphilosophische 20. Jahrhundert hatte eine ganze Anzahl von Versuchen hervorgebracht, mit sprachlichen Mitteln die Grenzen der Wörtersprache sichtbar werden zu lassen. Ernst Cassirers „Theorie der symbolischen Formen“ war ein einflussreicher Anlauf, aber auch John Langshaw Austin hat mit seinem programmatischen Aufsatz: „How to do Things with Words“ ein Portal geöffnet. Weil er zeigt, wie wir mit Sprache handeln, wird er mehrfach aufgerufen werden. Im Kielwasser solcher Erkenntnisse ist zum besseren Verständnis biblischer Erzählungen, vor allem der Wundererzählungen, öfter nicht nur vom Handeln mit Sprache, sondern, gleichsam komplementär dazu, auch vom „Sprechen“ durch Handeln und von Lehr-performances die Rede. Auch kommt es vor, dass Fakten und Dinge „sprechen“, wie man nicht nur bei Walter Benjamin oder Dolf Sternberger lernen konnte, sondern schon bei Jesus, bei dem die Steine sogar schreien (Lk 19,40). Wenn dann nacherzählt wird, was diese nonverbalen „Sprachen“ uns mitteilen, dann hat die Wörtersprache und mit ihr die Schrift sie wieder eingefangen. Da ist dann hermeneutische Intelligenz gefragt, und wir sind herausgefordert, unsere Lesekunst auf unterschiedliche Frequenzen einzustellen.

Nach dem ersten entscheidenden Wechsel vom Kultbild zur Kultschrift bildet der zweite Medienwechsel den Höhepunkt in der Entwicklungsgeschichte des Monotheismus. Es wird sich zeigen, dass der Dauerkonflikt Jesu mit den „Grammateis“, den Schriftgelehrten, im Kern ein Medienkonflikt war. Weil Jesus als frommer Jude die Schrift nicht frontal angreift, sondern nur überbietet, ist seine Rolle als Schrift- und Medienkritiker nie so recht gesehen worden. Weil er mehr will, als die Schrift kann, geht er anders mit ihr um als die „Grammateis“. Damit

ändert er auch ihren unantastbaren Status. Paulus ist noch radikaler. Mit seinem Satz „*Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig*“ (2 Kor 3,6) zieht er die Maske vom zweiten, dem verzerrten Gesicht der Grapholatrie.

Der dichteste Text des Neuen Testaments ist der Prolog des Johannesevangeliums. Er kulminiert in einem zu Recht berühmten Vers. Hier bringt der Evangelist den zweiten Medienwechsel knapp und treffend auf den Punkt. Während in der Exodus-Sage Gott mit eigenem Finger Heilige Schrift schreibt, wird das göttliche Wort diesmal nicht Schrift, sondern „Fleisch“. Lateinisch lautet der Vers: „*Verbum caro factum est*“ (1,14). So wird „Inkarnation“ zum Kernbegriff der medialen Umbesetzung.

Die herausragende Bedeutung, welche die Schrift im rabbinischen Judentum bis heute auszeichnet, hatte sie erst durch die Zerstörung des Jerusalemer Tempels 70 n. Chr. erlangt. Bis dahin wurden dort, so wie auch in den heidnischen Tempeln, täglich blutige Tieropfer dargebracht. Weil Heilige Schrift, die Tora, diese Opfer vorschrieb, war ein offener Konflikt zwischen dem neuen und dem alten Kult, zwischen Grapholatrie und Opferkult, elegant umgangen worden.

Aber es gibt im Alten Testament schon seit den Tagen des Propheten Amos (8. Jh. v. Chr.) eine zunehmende Kritik an der Opferpraxis. Sie ist zutiefst monotheistisch, denn die Wechselwirtschaft zwischen den Göttern, die durch Opfergaben zu einer Gegenleistung veranlasst werden sollen, ist klar polytheistisch. Ihr liegt ein Denken in der Spur des Tauschprinzips zugrunde, das als Basis aller Ökonomie das menschliche Denken durch und durch imprägniert. Der neue Gott Israels dagegen ist kein Tauschpartner. Er ist unbestechlich. Das geht im Buch Ijob so weit, dass er noch nicht einmal durch einen gottgefälligen Lebenswandel beeinflusst werden kann. Die Formel: Wohlverhalten erzeugt Wohlergehen greift dort gerade nicht. Was für eine Vorenthaltung! Der Prophet Jesaja ist es, der den Kernsatz des privativen Monotheismus formuliert: „*Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege – Spruch JHWHs.*“ (55,8). Auch wenn die Opfer im nachexilischen Jerusalem notdürftig als Gehorsam gegenüber göttlichen Vorschriften uminterpretiert wurden, waren sie im Grunde doch ein handlungssprachlicher Ausdruck des polytheistischen Tauschprinzips geblieben.

Nun aber hatte die Zerstörung des Tempels mit dem Opferkult Schluss gemacht und dem rabbinischen Judentum nur noch den Schriftkult belassen. Die Schrift wurde in der Diaspora sein „portatives Vaterland“ (Heinrich Heine) – nicht zu seinem Nachteil. Damit gingen aber auch der inkarnatorische und der grapholatrie Monotheismus endgültig getrennte Wege. Auch wenn sich im Christentum beachtliche Reste der Grapholatrie gehalten haben, ist es, streng genommen, keine Buchreligion, sondern die Religion der Inkarnation.

Diese Untersuchung ist diachronisch, ein grober Längsschnitt durch eine komplexe Geschichte mit Auslassungen und Sprüngen, aber sie folgt dem systematischen Leitfaden der *privativen Theologie*. Sie musste auch manche Frage vertagen, z. B. die nach der Wiederkehr der Bilder im Christentum. An einem Punkt geriet sie ins Vibrieren. Es war eine Entdeckung. Auf den ersten Blick schien sie nicht mehr zu sein als ein Stolperstein. Martin Mosebach hatte mich auf ihn aufmerksam gemacht. Was zunächst nur wie ein Übersetzungsfehler, ein philologisches Fündlein aussah, gewann im Kontext der Mediengeschichte mehr und mehr an Bedeutung.

Aber was heißt hier „Fündlein“. Wenn es tatsächlich ein Übersetzungsfehler war, dann war er doch unglaublich! Konnte es sein, dass noch niemand vorher darauf gestoßen war, dass im Vaterunser der Sinn der zentralen, der vierten Bitte nahezu ins Gegenteil verkehrt wurde? Und das im bekanntesten Text der Christenheit, im Vaterunser! Gibt es überhaupt einen bekannteren Text?

Das Staunen wurde nicht kleiner, sondern eher größer, als sich herausstellte, dass doch eine ganze Anzahl von Gelehrten, und dies schon zur Zeit der Kirchenväter, durchaus gestolpert war. Die Einzelheiten bietet das zehnte Kapitel.

Offenbar ist das unbeirrte Festhalten an einer, sagen wir es diplomatisch, „missverständlichen“ Gebetspraxis ein weiterer Beleg für das Phänomen der Kultpersistenz, dem wir im Verlauf der Untersuchung noch mehrfach begegnen werden. Wenn es im Christentum einen kultisch gesprochenen Text gibt, dann ist es zuerst das Vaterunser. Es gibt nichts Hartnäckigeres als einen Text dieser Qualität, der by heart, par cœur, auswendig – besser inwendig – gelernt, gekonnt, geübt, gewohnt, sich ins Gedächtnis eingraviert hat. Ihn zu ändern, nur weil man erkannt

hat, dass er hinter dem Anspruch zurückgeblieben ist, das Gebet zu sein, „das Jesus uns selber zu beten gelehrt hat“, bedürfte einer Kraftanstrengung sondergleichen.

Was hängt davon ab? Sehr viel! Es geht um mehr, als bloß den O-Ton Jesu zu treffen, auch wenn das gewiss nicht unwichtig wäre, um mehr jedenfalls als um ein Fündlein. Es geht um nichts Geringeres als den zweiten Medienwechsel, der sich aus Jesu Kritik am Umgang der „Grammateis“ mit der Schrift ergab. Wenn die vierte Bitte nämlich auch nur annähernd richtig übersetzt wird, dann bildet sie das Widerlager der Medienkritik Jesu. In ihr liegt die anarchische Kraft des Monotheismus.

Erste Abteilung:

Die großen Medien –
Kult und Differenz

Kapitel I:

Die Schrift – der Körper der Offenbarung

Die Zeit agitiert das Drama unseres Lebens. Sie verrinnt. Nichts können wir festhalten. Erinnerungen, die das versprechen, fahren mit uns in die Grube. Die Gedanken, die Gefühle, sie gehen, wie sie gekommen waren. „Lass sie ziehen!“ empfiehlt der Zen-Meister, „Es lohnt sich nicht!“ Wer das nicht glaubt, glaubt an die Schrift. Ist sie nicht das Medium, das auf einzigartige Weise die Zeit besiegen kann? Verführerisch ist ihr unhörbarer Befehl: Aufschreiben! Wer schreibt, der bleibt – das ist ihr Lockruf.

Schrift ist das Schicksal des Monotheismus. Ohne sie gäbe es ihn nicht. In ihr aber lauert auch seine größte Gefahr. Zum Zentrum dieses Buches gehört die These, dass die Schrift der entscheidende Katalysator für die Entstehung des biblischen Monotheismus war. Der lag intellektuell in der Luft, früh schon in Echnatons Ägypten, in Persien, in Griechenland vor allem. Um sich wirksam als Religion durchzusetzen, bedurfte es aber eines geeigneten Mediums. Das war die Schrift. Sie kann zaubern. Sie macht, dass in unserem Bewusstsein etwas Abwesendes auf eigentümliche Weise anwesend sein kann. Mit dieser Simultaneität von Abwesenheit und Da-Sein wird der monotheistische Punkt getroffen.

Nach einem längeren Anlauf gelang der Durchbruch in Babylon. Für die aus Jerusalem verschleppten Judäer war das Exil an Euphrat und Tigris eine Katastrophe. Die Folgen aber kann man kaum übertreiben. Glückliches Unglück – die Grundfigur dieser Heilsgeschichte ...

Israel oder Griechenland?

Israel und Griechenland – in den beiden Quellgebieten unserer Kultur lag der Monotheismus in der Konsequenz einer aufklärerischen Religionskritik. Es gibt sie sogar zeitgleich hier wie dort. Beide durchschau-

ten auf ähnliche Weise die Götter als selbstgemacht. Und beide hatten sie auch mit der Entwicklung eines Buchstabenalphabets ein neues Medium zur Verfügung, das auf eine bestimmte Weise religiös genutzt werden könnte. Diese Alphabetisierung lieferte zunächst einmal das Zeichenmaterial, das geeignet war, die gesprochene Sprache aus dem Elend ihrer Flüchtigkeit zu befreien. Über die großen Möglichkeiten, die sich daraus ergaben, aber auch über die Gefahren, haben in Griechenland nicht erst Sokrates/Platon und deren Schüler eingehend reflektiert. Schon die Dichterin Sappho, in deren Lebenszeit der Übergang von der Oralität in die poetische Literalität sich ereignete, hat in einer großartigen Ununterscheidbarkeit von Poesie und Denken reagiert.

Ungleich näher jedenfalls, als das die älteren, aus Piktogrammen und Glyphen gewachsenen Schriften Mesopotamiens und der Niloase es erlaubten, war man mit den Alphabetschriften der gesprochenen Sprache gekommen. Literatur aus Lettern – diese Medienrevolution hatte neue und ungeahnte Möglichkeiten eröffnet.

Das hebräische und das griechische Alphabet unterscheiden sich allerdings in einem wichtigen Punkt: Das hebräische, wie auch die anderen orientalischen Alphabete, besteht nur aus Konsonanten.

Das Patent auf das erste vokalisierte Alphabet halten die Griechen. In vieler Hinsicht bildeten sie die Avantgarde. Alle Laute, auch die Vokale, die Repräsentanten von Vox, der Stimme, hatten eine Entsprechung in eigenen Buchstaben. Das blieb bis heute unüberboten.

Warum in aller Welt setzte sich dann der Monotheismus nicht bei der Avantgarde, nicht in Griechenland, sondern im alten Israel durch? Wir suchen nach den Ursachen. Bevor aber von Israel die Rede sein kann, muss der Suchscheinwerfer noch ein wenig auf Griechenland gerichtet bleiben. Nirgendwo sonst lernen wir so viel über das Wesen der Schrift.

Das Homerische Paradox

Wer von Griechenland und seiner Literatur sprechen will, steht sofort vor der Riesengestalt eines blinden Rhapsoden: Homer. Ihn zu preisen fällt leicht. Seine Wirkungsgeschichte ist unvergleichlich. Sie reicht bis James Joyces „Ulysses“ und Botho Strauß' „Ithaka“ – Vergil, Dante, Goethe – alle stehen sie im leuchtenden Schatten des ersten großen Stückes

Literatur im alten Griechenland. Umso bemerkenswerter ist das, was ich Homers Paradox nenne. Wir stehen vor einem Medienwunder. Das ganze große Epos vom Zorn des Achill, dem Kampf um Troja, von den Irrfahrten des Odysseus haben wir schriftlich, können es nachlesen, aber was wir dabei heraufrufen, gleicht einer Zeitreise in eine andere Welt. Wir begeben uns in das Zeitalter, in dem die Dichtung nicht als Lektüre vor die Augen, sondern zuallererst vor die Ohren kam. Sie benutzte den kürzesten Weg, vom Mund zum Ohr. Sie war ausschließlich oral. Dichtung, mündlich memoriert, im Rhythmus des Hexameters, ganz ohne Schrift. „By heart“ heißt im Englischen das, was man auswendig kann. George Steiner schwärmte 1990 in seinem großen Essay „Von realer Gegenwart“¹ für diese archaische, aber besonders körperliche Art, sich Literatur in- und auswendig anzueignen. Wir lernen: Auswendig ist inwendig. In der Sprache herrscht eine seltsame Spannung zwischen innen und außen. Es fasziniert der Moment, in dem die Wörter geboren werden, den Körper verlassen und nach außen treten. Das ist der „*kairós tou̯ lógou*“, der treffende „Augenblick des Wortes“ (Thukydides)². Da sind die Ohren offen. Der Hörer ist Zeuge einer unübertrefflichen Präsenz. Präsenz ist das Geheimnis der Sänger. In Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“³ heißt es von dem alten Harfner: *„Er trug das Lied mit soviel Leben und Wahrheit vor, dass es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bei diesem Anlasse gedichtet.“*⁴

Zur Entstehungszeit der homerischen Verse war der mündliche Vortrag der Königsweg zur Erzeugung eines besonderen Zeitregiments. Der Sänger herrschte über die Vergangenheit und machte, dass sie nicht vergangen war. Der Zauber dieser Poesie bestand in ihrer absoluten, körpergebundenen Präsenz. Droht ihr nicht ein heimlicher Gegenwartsverlust, wenn sie sich vom Körper löste? Zu immer neuem mündlichen Leben konnte und kann sie bis heute aber nur erweckt werden, weil alsbald das griechische Alphabet so weit entwickelt war, dass sie schriftlich fixiert und in einer medialen Zwischenstation gespeichert werden konnte. Erstmals konservierte ein Zeichensystem die menschliche Sprache so genau, dass Stimme und Hauch, Satzbau, Rhythmus und Melos so wiedergegeben werden konnten, als spräche ein Rhapsode „by heart“.

Für Homers Paradox ist auch bezeichnend, dass im Epos selbst, in der abenteuerlichen Welt von Göttern und Menschen, nirgends geschrieben

wird. Die Götter waren Analphabeten.⁵ Sie hatten die Schrift nicht nötig. Weil er wie die Götter leben wollte, weigerte sich Pythagoras zu schreiben. Bedeutet das umgekehrt, dass die Schrift in einem harmlosen Sinn gottlos war? Von Göttern konnte sie erzählen, viel und lange. War sie selbst deshalb schon heilig? Sie war es nicht – nicht mehr ...

Es hatte in der Tat eine frühe Phase gegeben, in der die Buchstaben durchaus eine seltsame, eigene Magie entfaltet hatten. Dass die ägyptischen Glyphen heilig waren, hatte ihnen ja sogar den Namen „Hieroglyphen“, „heilige Zeichen“ eingetragen. In Griechenland aber lässt sich ein Prozess der Säkularisierung beobachten. Es ist ein bemerkenswerter Prozess, der mit einem Funktionswandel der Schrift in der griechischen Welt zusammenhängt.

Weil für uns in der Folge das Gegenteil, nämlich das steile Konzept einer Heiligen Schrift für die Entstehungsgeschichte des Monotheismus so wichtig werden wird, lohnt es sich, diesen Säkularisierungsprozess bei den Griechen noch genauer zu untersuchen. Während Israel die Schrift sakralisiert, beobachten wir in Hellas das genaue Gegenteil. Ausgerechnet in der avancierten Kultur, die als erste ein Alphabet mit Vokalen kennt und damit dem gesprochenen Wort am nächsten kommt, verliert die Schrift mehr und mehr ihre Aura und ihren magischen Zauber. Womöglich gerade deswegen? Die Schrift gar als Kultobjekt zu verehren, ist in Griechenland niemandem eingefallen. Genau das aber, der kulturelle Umgang mit einer Gottesschrift, hat für die Ausbildung des Monotheismus im alten Israel eine Schlüsselrolle gespielt. Ansonsten waren sich Jerusalem und Athen keineswegs so fremd, wie das manche Theologen behaupten. Sie hatten sogar verblüffende Gemeinsamkeiten.

Die Rolle des Kults

Jan Assmann hat Recht: Die „Mosaische Entgegensetzung“, später „Unterscheidung“⁶, wie er den Durchbruch zum Monotheismus nennt, war ein Schwellenereignis der Religionsgeschichte. Aber kann man überhaupt von einem Durchbruch sprechen? Große Einsichten kommen in der Tat oft schlagartig. Sie sind „Plötzlichkeiten“ (Karl-Heinz Bohrer). Da fährt ein Erkenntnisblitz aus den Wolken, jemand fällt aus all denselben, manchen fällt es „wie Schuppen von den Augen“, und fallen kann

auch der Groschen. Das dürfte wohl in der Gründungsphase des Monotheismus bei einzelnen Intellektuellen, Philosophen und Propheten tatsächlich so gewesen sein, denn Aufklärung und Erkenntnis spielen für die Genese des Monotheismus eine zentrale Rolle. Bis sich das dann herumgesprochen, verbreitet und am Ende durchgesetzt hat, das kann freilich dauern. Es kann auch ganz unterbleiben oder wie im Falle des Pharaos Echnaton, von dem noch zu reden sein wird, eine Episode bleiben.

Erkenntnis hat tatsächlich ihr Initial immer erst einmal im Kopf eines Einzelnen, dann kann sie überspringen und andere, vielleicht weniger intellektuelle Köpfe überzeugen. Ihr Schicksal entscheidet sich an der Frage, ob sie überindividuell und kulturprägend werden kann. Wirklich wirksam ist sie erst dann geworden, wenn sie mehr geworden ist als das Ergebnis einer kalten Analyse. Wenn Herz und Verstand sich verbinden, dann kann Erkenntnis sogar zum Treibsatz einer Gemeinschaft oder Ethnie werden, die mit dieser Erkenntnis Feste feiert, ihre soziale Kohäsion oder gar ihre Identität mit ihr verbindet.

Für die Entstehung des Monotheismus hing viel, wenn nicht alles davon ab, dass es gelang, die kritischen Einsichten des Verstandes mit den kultischen Bedürfnissen einer Gesellschaft zu verbinden. Intellektuelle neigen dazu, den Verstand und die Sprache, in der er sich artikuliert, für die einzig wichtigen Triebkräfte des Bewusstseins zu halten. Wenn es um Religion geht, stellen sie fast immer die Doktrin in den Vordergrund. Die Bedeutung des Kults und seiner Traditionen wird regelmäßig von denen unterschätzt, die ihn nicht wirklich kennen oder die sich über ihn mit dem Hochgefühl der Emanzipierten erhoben haben. Für die Entstehung des Monotheismus jedoch gilt: Schrift und Kult mussten sich erst zusammentun, um den entscheidenden Schritt zu gehen. Die Kultschrift war das Medium, auf das es ankam. Und es war Israel und nicht Griechenland, das es nutzte.

Die Gründe

Dass eine phonetische Schrift, die wegen ihrer Nähe zum gesprochenen Wort immer mehr die Farbe der Alltäglichkeit annimmt, einen Säkularisierungsprozess durchmacht, ist sehr plausibel. Und dass eine Schrift, die zum Alltag Abstand hält, sich nach derselben Logik leichter sakrali-

sieren lässt, ist ebenso plausibel. Dass die Schrift in Israel zum Kultobjekt werden konnte, hat auch den handfesten Grund, dass ihr Alphabet rein konsonantisch ist. Hebräische Schrift wahrt die Distanz. Wir steuern hier auf eine besondere Pointe zu: Sosehr das vokalisierte griechische Alphabet für fast alle anderen Funktionen, die eine fixierte Sprache haben kann, mehr leistete als die konsonantischen orientalischen Schriften, so sehr machte dieser Vorzug es untauglich, zu einer Heiligen Schrift, zum Kultobjekt zu werden. Die aber – das ist meine These – wurde gebraucht, wenn es darum ging, den Bilderkult der Polytheisten durch den monotheistischen Schriftkult zu ersetzen. Für den Durchbruch zum Monotheismus wurde ein kultfähiges Alphabet benötigt. Als die hebräische Schrift als Heilige Schrift diese Schlüsselfunktion übernahm, war sie schon in alteritären Glanz getaucht. Die fehlende Vokalisation hielt sie auf Abstand zur profanen Welt. Als sich die Kanonbildung des Tanach,⁷ der hebräischen Bibel, die mit ihrer Sakralisierung einherging, in Etappen⁸ vollzog, sprach und schrieb man im Alltag schon längst aramäisch. Althebräisch hörte das Volk in der Tonart von Heiligkeit, wie eine Kirchensprache. Wie auch in den späteren Kirchensprachen erlaubte diese zweite formale Differenzgarantie, ihre Antiquiertheit, der hebräischen Heiligen Schrift, den Unterschied von sakral und profan zu markieren.⁹

Zur Religion hatte die Schrift in Griechenland ein rein referentielles Verhältnis. Das heißt, sie konnte, wie alle Themen, selbstverständlich auch religiöse behandeln. Selbstverständlich konnte man auch Gebete und Hymnen aufschreiben, eines aber konnte die avancierte Schrift nicht mehr sein: ein Gottesmedium im starken Sinn. Während die olympischen Götter es nicht nötig hatten zu schreiben, tritt Gott im Alten Testament als Autor auf. Hier wird die Schrift zum Körper der Offenbarung.

Es lohnt sich, diese Entwicklung in Griechenland genauer zu verfolgen. Es lohnt sich aber vor allem deswegen, weil hier die Reflexion auf Schrift, auf das, was sie kann, und auch auf das, wozu sie uns verführt, einen ersten Höhepunkt erreichte.